

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg., mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4474) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Anzerate werden die 5spaltige Pettizelle ober deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Berechnungen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Anzerate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Der französische Militarismus auf der Anklagebank.

Leipzig, 18. März.

Unser #-Korrespondent schreibt uns aus Paris vom 16. März:

Die Ueberschrift kennzeichnet zutreffend die wahre Bedeutung des Prozesses Urbain-Gohier. Der Verfasser der Schrift: Die Armee gegen die Nation sollte nebst dem Verleger wegen Armeebelädigung verdonnert werden, wegen eines Verbrechens, das ja in Frankreich, ginge es nach dem Herzen der Generalsstäbe, die Stelle der Majestätsbeleidigung einnehmen müßte. Der Prozeß gestaltete sich aber zu einem Gericht über die beleidigte „Armee“, über die von Gohier gebrandmarkte Fäulnis des französischen Militarismus.

Auf den ersten Blick erscheint es unerklärlich, daß die Regierung, trotz der schlimmen Erfahrungen des Zolasprozesses, einen neuen Versuch machte, die „Armee-Ehre“ schwurgerichtlich zu ramponieren. Das Ministerium Dupuy hat denn auch den Prozeß Gohier nicht aus dem eigenen Erleb eingeleitet. Es wurde dazu durch die Interpellationsdrohung eines kerikal-monarchistischen Senators angepeitscht, genau so wie die Verfolgung Zolas unter dem Ministerium Méline auf das Drängen des kerikal-monarchistischen Abgeordneten, des Grafen de Mun, ins Werk gesetzt worden war. Dupuy sorgte dabei, wie Méline und fast alle anderen Ministerpräsidenten, vor allem für sein Portefeuille. Um die Gefahr einer patriotischen Interpellation zu vermeiden, setzte er die Armee-Ehre der Gefahr schwurgerichtlicher öffentlicher Verhandlungen aus. Insofern aber er sich dabei noch etwas anderes dachte, rechnete er ohne Zweifel auf die vorherrschende chauvinistische Stimmung, das heißt wenigstens auf die Verurteilung der Angeklagten.

Doch selbst diese Genugthuung ist der „Armee“ nicht zu teil geworden. Nach der Schmach der Gerichtsverhandlungen — die Freisprechung der Armeebelädiger.

Beginnen wir mit den Verhandlungen. Von der Rede des Staatsanwalts abgesehen, bildeten sie eine ununterbrochene, auf harte Thatsachen und Zahlen beruhende Anklage gegen den Militarismus. Die Regierung hatte aus Gohiers 356 Seiten starker Schrift bloß 60 Seiten verlagern lassen. Vergebliche Vorsicht! Der gesamte Inhalt der Schrift, insofern er sich auf das Landheer bezieht, wurde in den Zeugnisaussagen und den Verteidigungsreden der Sache nach wiedergegeben, verschärft durch die Wirkung

des lebendigen Wortes, bekräftigt durch die Zustimmung sachkundiger und aus eigener Erfahrung mit der militäristischen Fäulnis vertrauter Zeugen. Belastungszeugen wider Gohier gab es keine, konnte es keine geben, da die dokumentarisch nachgewiesenen Thatsachen durch keine Falschzeugnisse hinwegzulügen gewesen wären. Im Bewußtsein dessen hatte die Regierung sich geweigert, auf Gohiers Besuch um die Zeugenvernehmung des Kriegsministers Freycinet und des Marineministers Lockroy einzugehen (dazu wäre ein Ministerialdekret erforderlich). Da war doch Lockroy viel gescheiter, indem er die seinerseits im Namen der beleidigten Marine gegen Gohier erhobene Anklage wieder fallen ließ. Dieser Rückzug hat dem Marinestützpunkt die gerichtliche Aufrollung seiner Risikowirtschaft erspart.

Den Gipfelpunkt der Zeugenvernehmung bildeten die Aussagen von vier ehemaligen Offizieren, an deren Erlebnissen Gohier in seiner Schrift die Verkommenheit der Militärverwaltung veranschaulicht. Die Opfer legten Zeugnis ab für ihren Rächer und wider ihre Peiniger. Beim Verhör dieser Zeugen hatte man das beklemmende Gefühl, einer Gespensterversammlung beizuwohnen. Es war, als ob die Gespenster von Gemordeten wider ihre Mörder Klage führten... Die schlichte Erzählung der Entrechteten und Bergewaltigten wirkte desto eindringlicher, je sichtlicher sie den im Innern fohenden Groll, den Schrei des verletzten Rechtsgefühls zu dämpfen suchten... In ihren Erlebnissen drängen sich mehrere vertuschte Affairen, Dreifuß-Gierhagz-Picquart, zusammen. Sie selber sind — mutatis mutandis — ebenso viele Picquarts, weiße Raben unter den Offizieren, die ihre Pflicht zu thun suchten und deswegen von der verbrecherischen Militärverwaltung zu Boden geschmettert wurden.

Major Myrskowsky entdeckt Fälschungen in der Buchführung, welche natürlich zur Verhüllung von Durchstechereien dienen sollen. Die Fälscher und Diebe sind seine Untergebenen. Er will sie militärgerichtlich verfolgen. Aber sie werden vom Regimentsobersten beschützt. Nach langen Kämpfen wird der Hauptfälscher, ein Kapitän, anstatt jeder Strafe in ein anderes Regiment versetzt, während sein Helfershelfer, ein Unteroffizier, zu den Eintrittsprüfungen an der Offizierschule zugelassen wird! Major Myrskowsky kämpft weiter in allen Instanzen bis zum Kriegsminister hinaus, bis er schließlich zum Abschied gezwungen wird, nachdem man ihn zur Strafe für seine Pflichterfüllung aus der Beförderungsliste gestrichen hat.

So oder ähnlich verhält es sich mit den übrigen drei Offizieren. Der Regimentsarzt, Major Boyer, überführt den Kapitän Bonis der widernatürlichen Sittlichkeits-

verbrechen an den Soldaten. Ergebnis: Kleinwäscher des Verbrechers durch das Disciplinargericht und Dienstentlassung des pflichttreuen Majors. Erst nachdem dieser sich mit einer Pettition an den Senat gewendet, wird der Kapitän Bonis — pensioniert! Der Major aber harret seiner Wiederaufnahme in die Armee bis auf den heutigen Tag, trotz des dahingehenden Gutachtens des senatorischen Petitionsausschusses. — Der Fall des Obersten Allaire ist fast genau derselbe wie derjenige des Majors Myrskowsky, nur noch viel dramatischer, indem es sich um weitverzweigtere Fälschungen und Unterschlagungen handelt. Der nächste Beschützer der Verbrecher ist hier der kommandierende General, da ja der Ankläger der Fälscher Oberst ist. Schlussergebnis des Kampfes: Verurteilung des Hauptfälschers zu — drei Jahren Gefängnis (anstatt der militär-gesetzlichen Zwangsarbeit) und Hinausdrängung des Obersten Allaire aus der Armee. — Oberst Humbert schließlich ist ein Opfer schamloser Wetterwirtschaft.

Man wird sich nun über die Fälschungen des Generalstabes weniger wundern. Nach der Aussage des Obersten Allaire ist die Fälschung der Buchführung eine stehende Einrichtung in der französischen Armee: „Um den Forderungen eines Generals Genüge zu leisten, ist man gezwungen, Kreditübertragungen (unter Verletzung der vom Parlament festgestellten und von der Centralverwaltung verteilten Ausgaben) zu machen; da sind die Kapitän gezwungen, Fälschungen zu verüben, die Unteroffiziere thun dasselbe, alle Welt thut dasselbe, und es giebt keine Buchführung mehr.“ Gohier hat in seinem Buche nichts Schärferes gesagt.

Nächst den Offizieren a. D. war es Camille Belletan, der Generalberichterstatter des diesjährigen Budgets, einer der besten Kenner des Militär- und Marineumwens, der die wirkungsvollste Aussage machte. Auf Grund eines langjährigen Studiums bestätigte er das Wort des Obersten Allaire über die thatsächliche Abwesenheit einer Buchführung und wies überreichlich die Vergewendung des Kriegs- und Marinebudgets nach, dabei auch einige bereits parlamentarisch behandelte Diebstahlschwindel brandmarkend.

Doch das Ergebnis der Beweisaufnahme genügt zur Erklärung des Freispruches nicht. Wäre die politische Situation dieselbe wie noch vor einigen Wochen, dann wäre die Verurteilung der Armeebelädiger so gut wie sicher, trotz aller möglichen Wahrheitsbeweise. Aber die Ereignisse der letzten Wochen haben die vorherrschende Stimmung wieder zu Ungunsten der Generalsstäbe verändert. Sie sind wieder in die Defensiv gedängt.

Seuilleton.

21]

Nachdem verboten.

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unserer Tagen.

Von P. R. Hofegger.

„Ist schon recht,“ sagte der Bursche, stieg rasch niederwärts und sprang auf den Rasen. Schier erschrak sie. „Du bist es, Sebast,“ sagte sie etwas verblüfft, „jezt hab' ich bumfest gemeint, es wär' Dein Vater oben.“

„Mein Vater, der ist heut' bei der Lustbarkeit,“ antwortete der Bursch. „Wart', Dullerl, thu' Deine Kalb da in den Pränger, ich mach' die Schranken auf. So. Und jetzt werd' ich ihn gleich bringen.“

Er ging in den Stall und kam bald mit dem klobigen Hind zurück, das einen dicken Hals mit schlotternder Fahne hatte, an Farbe fast schwarz war bis auf die weißverbräunte Schnauze und den lichten Streifen über das Nüchgrat hin. Der Bursche hatte den stattlichen Gefellen fest bei einem der kurzen dicken Hörner gefaßt, dergestalt leitete er ihn herbei und durch die Schranke in den Pränger hinein.

„So,“ sagte er hierauf und schloß die Schranke. „Wir zwei können derweil Kirschchen essen. Magst ihrer, Dullerl?“

„Kirschchen mag ich schon,“ antwortete sie, blickte ihn aber nicht an, sondern ging von ihm hinweg gegen den Gartenzaun hinüber, wo man weder auf den Pränger noch auf die Kirschbäume sehen konnte. Dort lehnte sie sich an die Blaue und betrachtete den schönen Salat, die vielen gelben Rüben und den Meerrettich, so die Sandlerleute hatten.

Lange ließ sie der Sebast nicht allein, er kam und brachte

in seiner Zippelmütze Kirschchen. Rote und schwarze durcheinander.

„Magst Dich nicht in den Schatten setzen?“ fragte er das Dirndl. Es war ein Hollunderbusch in der Nähe.

„Wir schadet auch die Sonne nicht,“ gab sie zurück.

„Willst leicht noch besser zeitig werden?“ fragte er und blinzelte sie an.

Um diese Meinung Bügen zu strafen, setzte sie sich in den Schatten des Hollunderbusches.

Er setzte sich langsam zu ihr, that auf dem Rasen seine Zippelmütze auseinander und lud sie ein: „Laß Dir's schmecken, Dullerl.“

Sie griff zu und griff immer nach den schwarzen. Er wendete sich herwärts, stützte seinen Kopf auf den Ellbogen und schaute sie an. Herzig war sie. Ihr gelbseidenes Haar hatte sie zu einem langen Zopf geflochten und den Zopf wie einen Kranz um das Köpflein gewunden. Die schwarzen langen Augenwimpern senkten sich wie Dachvorsprünge über helle Fensterlein. Die roten vollen Lippen waren wie zwei fackte aneinandergelegte Kirschchen und das Stumpfnäslein stülpte sich ein wenig auf, als wollte es sagen: Sebastel, wenn Du etwa bei den Lippen was zu schaffen haben solltest, ich stehe Dir nicht im Wege.

„Dullerl,“ flüsterte der Bursche plötzlich, „jezt hab' ich Dich einmal, wo ich Dich haben will.“

„So,“ entgegnete sie spizig, „das wäre mir was Neues.“

„So selten allein kann eins mit Dir sein.“

„Haben auch allein nichts zu thun beisammen.“

Er spielte mit einem Grassalm und entgegnete leise, fast gedrückt: „Da bin ich anderer Meinung. Schau, Dirndl, einmal müssen wir's doch richtig machen miteinander. Weißt eh, weswegen.“

Sie spielte jetzt mit einem Kirschstengel, den sie auf ein Kleeblatt wie auf eine Waagschale legen wollte. Das Blatt neigte sich aber immer und ließ den Stengel hinabgleiten. Endlich hielt er fest, da sagte sie fast traumhaft leise und ohne aufzublicken: „Heiraten.“

„Schau, Dirndl, gleich hast mich verstanden. Ich weiß es ja, Du magst.“

„Wenn Du mich heiraten willst.“

„Ich schwöre Dir's!“

Sie hielt ihm mit der flachen Hand den Mund zu: „Nicht schwören, Sebast! Daß Du willst, kann ich mir ja denken. Aber ob Du auch darfst, das ist eine andere Frag.“

„Ich darf nicht bloß, ich will nicht bloß, ich muß!“ sagte der junge Sandler. „Mein Vater ist alt und kann der Wirtschaft nimmer recht Herr sein. Seit die Mutter nicht mehr ist, freut ihn auch nichts. Und ich, wenn ich das Haus nicht woll' übernehmen, wär' aufs Jahr bei der Stellung.“

„Bei der Stellung schon?“ fragte sie lebhafter. „Sebast, Dich können sie leicht behalten!“

„Meinst, daß ich taulich bin?“

„Warum denn nicht?“

„So nimm mich Du!“ sagte er schalkhaft und schlug sein Knie an, das gegen Himmel gestanden war, „bei Dir stell' ich mich lieber.“

„Ich brauch' keine Soldaten,“ sagte sie.

Dann schwiegen beide. Sie spielte mit dem Kleeblatt, er mit dem Rispenhalm, den er wie einen Reifen bog. „Dullerl,“ sagte er nach einer Weile fast blöde, „ein Bissel eine Freud' wirst doch haben zu mir.“

Sie war sehr vertieft in ihr grünes Blättchen. Endlich sagte sie treuherzig: „Keine Arme wirst halt nicht mögen.“